

# Berliner Tageblatt

## und Handels-Zeitung.

Die unentgeltlich eingehende Manuskripte über- nimmt die Redaktion keine Verantwortung.

Verleger: Kurtz Seyditz in Berlin. Druck und Verlag von Rudolf Wölke in Berlin.

### Drei Millionen.

Nach der letzten Volkszählung vom 1. Dezember 1905 gab es im preussischen Staat 3.846.446 Einwohner, deren Muttersprache polnisch, masurenisch oder kaschubisch war. Vom Tausend der Gesamtbevölkerung sprachen polnisch, masurenisch oder kaschubisch 97, 78, das sind fast zehn Prozent der Bevölkerung in Preußen. Dieser Prozentsatz ist nicht etwa in absteigender Bewegung begriffen, im Gegenteil, er wächst. Im Jahre 1900 betrug die Zahl der Polen erst 96,90 auf das Tausend der Gesamtbevölkerung. Wenn man heute, nachdem man die Masuren und Kaschuben abgerechnet hat, von mindestens drei Millionen Preußen polnischer Zunge sprechen kann, so wird man im Jahre 1928 bereits von fünf Millionen Polen sprechen können.

Diese polnische Minorität mag sie nun etwas größer oder kleiner sein, ist durch die preussische Enteignungsvorlage unter ein wirtschaftliches Ausnahmengesetz gestellt worden. Jetzt wird sie durch das Reichsvereinsgesetz auch einem politischen Ausnahmengesetz unterworfen. Für die nächsten zwanzig Jahre sollen ja nur die in der Diaplopa lebenden Polen daran gebunden werden, sich in politischen Versammlungen ihrer Muttersprache zu bedienen; wo sie in einem Landstrichkreis die Hälfte der Bevölkerung ausmachen, sollen sie, wenn auch unter erschwerten Bedingungen, in politischen Versammlungen polnisch verhandeln dürfen. Aber eben nur für zwanzig Jahre. Vom 1928 ab wird das Deutsche Reich zum Nationalstaat erklärt; dann spricht man nur noch Deutsch; und wer nicht Deutsch spricht, der hat den Mund zu halten.

O heilige Einheit! muß man wirklich dieser Konvention auf eine Erklärung der politischen Elemente zum Deutschstum aussetzen. In 120 Jahren hat sich die preussische Volksherrschaft als unfähig erwiesen, auch nur ein Anwachsen des Prozentsatzes der polnischen Bevölkerung zu verhindern. Nun soll sie in zwanzig Jahren aus den drei Millionen Polen gute Deutsche machen. Das wird selbst dann unmöglich, wenn die preussische Volksherrschaft ideal wäre; in ihrer jetzigen Verfassung ist sie nicht einmal imstande, den deutschen Bestand zu schützen.

So lange sich die von Preußen beeinflusste Reichsregierung in dem Wahne wiegt, daß wir uns heute eines Nationalstaates erfreuen, und so lange allein die Konventionen und die Nationalalibis hüten ihr Leben, braucht man sich weiter nicht um denartigen Nationalismus zu beschäftigen. Es ist nur einmal eine alte Geschichte, aber auch die freiwirtschaftlichen Parteien den Sprachparagrafen des Vereinsgesetzes in seiner neuen Fassung unterliegen, dann muß man ihnen doch deutlich machen, daß sie mit einem solchen Verhalten ihren Traditionen ins Gesicht schlagen.

Wir haben uns die Mühe gemacht und untersucht, wie die Vertreter der freiwirtschaftlichen Parteien im preussischen Abgeordnetenhaus sich zu der Enteignungsvorlage geäußert haben. Dabei bemerken wir ausdrücklich, daß es sich bei den preussischen Freiwirtschaftlern nicht um eine vereinfachte Welt der aufstrebenden Liberalismus handelt. Tropfen sind die Bemerkungen der freiwirtschaftlichen Parteien zur Enteignungsvorlage sehr reichlich für das Verhalten der freiwirtschaftlichen Parteien im Reichstage zum Sprachparagrafen des Vereinsgesetzes. Bei der ersten Lesung der Enteignungsvorlage in Ab-

geordnetenhaus äußerte sich der Abgeordnete der freiwirtschaftlichen Volkspartei Rindler am 29. November 1907 dahin:

Wir wollen auch, daß die Polen lokale Staatsbürger sind und bleiben; aber dann soll man es ihnen auch nicht durch kleine und große Abstellfäden, durch Ausnahmengesetze immer wieder hindern lassen. Man soll solche Abstellfäden nicht mehr machen, sondern sie sollen wie sonst zu einem Frieden kommen. ... Ist etwa eine Revolution angedacht, oder könnte irgendwas anderes einen so schweren Eingriff motivieren? ... Wir wollen, daß auch den freiwirtschaftlichen Polen für die nächsten Jahre ein solches Abstellfäden nicht mehr gemacht werden. ... Ich möchte an alle, die sich für dieses Gesetz interessieren und so sehr dafür einsetzen, die Bitte richten, doch ihre Ansicht noch einmal gründlich zu prüfen und die Abstellfäden der Ausnahmengesetze, der Reichsvereinsgesetz, nicht weiter hinzubringen. ... Wir können einem Selbstvertrauen nicht zustimmen, welcher die Reichsvereinsgesetz für preussische Bürger schafft, welcher durch das Ansehen des Privatigentums dem Sozialdemokratischen Staat vorzuziehen.

Am 30. November 1907 ergänzte der Abgeordnete der freiwirtschaftlichen Volkspartei W. H. (Litta) diese Ausführungen durch eine Rede, aus der wir folgende Sätze herausheben:

Die Polen sind berechtigt an der Staatsverfassung in vollem Umfang teilzunehmen, deren Rechte für sich in Anspruch zu nehmen. ... Alle diese Schattenseiten wird eine solche Gelegenheit zur Folge haben, und das sind die wirtschaftlichen Schäden, vor allem aber, weil es sich um ein Ausnahmengesetz handelt, durch das ein Teil der Bevölkerung anders behandelt werden soll als der andere, werden wir gegen dies Gesetz stimmen. Wir glauben, daß es von recht nach nicht unerschütterlich ist. ... Es würde hiesigen muß, daß die Staatsverfassung durch die Staatsbürger gegen die unzulässigen Eingriffe der Staatsverwaltung geschützt werden, und daß die Majorität von heute nicht morgen morgen, und die Majorität von morgen; wir wollen Eingriffe nach der anderen Richtung.

Bei der zweiten Lesung der Enteignungsvorlage am 16. Januar 1908 erklärte der Abgeordnete der freiwirtschaftlichen Volkspartei K. C. u. H.:

Das beste Mittel, die Polen zu guten Preußen zu machen, wird darin bestehen, daß die Staatsregierung eine wirklich politische, freie, demokratische Politik treibt. ... Mit Gewalt, mit Zwang, werden Sie sie dazu niemals bringen. Das schlimmste ist aber bei diesem ganzen Verfahren, daß durch diese Vorlage nicht der Frieden wieder hergestellt wird, sondern daß im Gegenteil der vorläufige Zustand kommen müssen, die nicht anders als durch Gewalt nach der einen oder nach der anderen Richtung zu lösen sein werden. ... Die einzige Sache, die wir nicht durchführen wollen, ist ein Gesetz mit unserer polnischen Minderheiten im Frieden leben.

Endlich seien aus der Rede des Abgeordneten Müller (Berlin), der mit dem Abgeordneten Müller (Sagan) identisch ist, folgende Sätze aus seiner Rede vom 18. Januar 1908 hervorgehoben:

Wir wollen Frieden und Freundschaft mit unseren Polen. ... Im vorliegenden handelt es sich nicht um einen Akt politischer Utilität, sondern um einen Akt politischer Moralität, und jeder Richtung für verhängnisvoll halten, nicht nur, weil er ein wirtschaftliches Verhängnis sein würde, sondern auch wegen seiner politischen Konsequenzen. ... Ich meine aber, eine ernste Staatspolitik muß sich von großen Gesichtspunkten lösen lassen, nicht mit so kleinen, und wir haben die Möglichkeit, einigmal den Frieden zu erhalten. ... Die Staatsregierung wird das nach dieser Vorlage geschehen soll. ... Auch den Polen gegenüber bleibt wahr, was zu

allen Zeiten und allenorten wahr gewesen ist: *justitia solummodo regnum.* ... Mit diesen Sätzen ist es genug. Das für Preußen recht ist, muß für das Reich billig sein. ... Am 18. Januar traten die freiwirtschaftlichen mit Begierde gegen die Vorlage ein; und am 18. März schafften sie selber ein Ausnahmengesetz gegen die Polen. Wo bleibt da die Konsequenz?

### Colstoi schwer erkrankt.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)  
St. Petersburg, 19. März.  
In Moskau sind anfangende Nachrichten über eine unerwartete ernste Erkrankung Colstois verbreitet. Der Befehlshaber wurde verarztet, als bekannt wurde, daß die Kzarsin Witze und Wladimir durch dringende Besuche nach Jasnaja Poljana beurlaubt wurden sind.  
Erste telegraphische Nachrichten über die Erkrankung Colstois sind, daß die Befehlshaber über Colstois Befinden dieses Mal leider allzu begründet ist, als an einer schweren Form der Infektion erkrankt, die mit einem tiefen Ohnmachtsanfall einsetzt. Danach machte sich Colstois Zustand bei dem höchsten Grade der Anämie als gefährlich. Die Befehlshaber einen schweren Colic. Heute reisten mehrere nahe Verwandte Colstois aus Moskau nach Jasnaja Poljana ab.

Präsident Fallières wird bei seiner bevorstehenden Reise nach England, wie uns aus Paris telegraphisch wird, von vier Königen begleitet sein. In London wird er als Gast des Königs im Buckingham-Palast Wohnung nehmen. Das Programm der aus Anlaß dieses Besuches zu veranstaltenden Festlichkeiten umfaßt ein Bankett in Guildhall, eine Galafeier in Covent Garden und einen Empfang auf der französischen Botschaft.

### Englands Flottenübermacht.

Erklärungen Lord Tweedmouths im Oberhaus.  
Der erste Lord der Admiralsität Lord Tweedmouth gab gestern bei der Erörterung der Marineangelegenheiten im Oberhaus zunächst eine interessante Erklärung über das Prinzip des Zweimächte-standards ab. Er sagte, seine Amtsvorgänger hätten unter dem Zwang der Umstände sich für die Flotten der beiden nächststarksten Nationen verpflichtet. ... Er für seine Person ziehe eine Definition dahin vor, daß irgend eine beständige, wahrnehmliche Kombination anderer Mächte damit gemeint sei; er wolle lieber nicht auf irgend eine andere Art, während im besondern hinsichtlich der Flotten jeder Regierung aber sei, alle Umstände der Lage Englands gegenüber den ausländischen Mächten in Erwägung zu ziehen, und danach sollte auch der Standard, den England anrecht zu erhalten habe, geregelt werden.  
Er glaubt, daß der Winter kaum fort, Englands Lage sei genauartig eine solche, daß es vollständig gerechtfertigt sein würde, nicht mit einem sehr großen Programm vorzugehen. Mit allen Mächten von Kriegsschiffen werden gegenwärtig Verträge angefaßt. Die drei Schiffe der „Zemereit“-Klasse seien unanfechtlich besser als die „Dreadnought“-Klasse, und die drei Schiffe der „Saint Vincent“-Klasse seien ein großer Fortschritt gegenüber dem genannten Typ. Das Programm gehe dahin, daß England im Frühjahr 1911 drei Geschwader von je vier dieser Schiffe haben werde, nämlich ein Geschwader der „Zemereit“-Klasse; ein zweites Geschwader bestehend aus vier Schiffen der „Saint Vincent“-Klasse und ein drittes Geschwader be-

### Ein Goethe-Fund.

Monty Jacobs. (Nachdruck verboten.)

Ein unbekanntes Werk von Goethe sei in Weimar gefunden worden, so meldete vor kurzen das Gerücht. Die Regierung steigerte sich, als die Nachricht durchsickerte: es handle sich um eine Schürze aus Weimars luthigen Tagen, um einen verschollenen Privatband, der in der Privatbibliothek des Dichters zum Vorschein gekommen wäre.

Jetzt erfolgt die Publikation, und siehe da: das unbekannte Werk von Goethe ist nicht ganz unbekannt und nicht ganz von Goethe.

Trotzdem hat das Gerücht nicht gelogen. Denn es bezieht sich in Wahrheit das Wunder, daß ein Druck, der auf den Dichter zurückgeht, erst in unseren Tagen, fast hundertunddreißig Jahre nach seinem Erscheinen, der Öffentlichkeit völlig zugänglich wird.

Das Rätsel löst sich also: Goethe parodierte im Sommer 1778 aus dem Geizreiß ein neu erschienenes Buch, die Zuhörer überließen seine Parodie aus dem Gedächtnis nach und nach, bis sie auf einer Handpresse druckten, einzelne Bogen wurden im Jahre 1870 gefunden und veröffentlicht, ein vollständiges Exemplar aber ist erst jetzt entdeckt worden.

Der Assistent an Weimars Archiv, Dr. Karl Schmidt-Losch, hat den Fund gelang, publiziert ihn im ersten, halb herausgegebenen Hefte der neuen Zeitschrift „Supernovae“ herausgegeben von Franz Wei und Karl Sternheim im Verlage von B. Neuber, (München). Diese „Zweimonatsschrift“ abhelt im Auswert ihrer Beiträge wie im Gefolge ihrer Ausstattung dem entzogenen „Bau“. Für die Gesellschaft zur Verbreitung von Volksbildung kommt sie nicht gerade in Betracht. Schon wegen ihrer beweglichen Aufdrucke, aber auch um ihres Preises willen. Denn jede Herausgabe würde acht Mark kosten, wenn der „Supernovae“ nicht überhaupt zu einem wahren Wunder, um in einzelnen Nummern abgegeben zu werden. Die Freundlichkeit des Verlags ermöglicht mir schon jetzt einen Einblick in das erste Heft dieses erstufen Organs, das Goethe und den nicht ausgedrückt: ungeschickten Zeichner Pasquin als Mitarbeiter vereinigt.

Auf seinem Belpapier erscheint also nun eine Farcé auf neue, die sich nicht nur der dichterischen Ausstattung bedient, sondern die verschollenen Parodie, die sich seitlich eines anderen Verlegers rühmen. Denn die Handpresse, aus der er hervorging, arbeitete im Dienste der Weimarer Hofgesellschaft, unter dem Patronat der Herzogin Anna Amalia. In ihrem schließlichen Reise wurde im Sommer 1779 eine harmlose Fälschung vollzogen. Damals war gerade Friedrich Heinrich Jacobs „Waldemar“ erschienen. Goethe mußte in diesem Roman seinen schwindigen Jugendfreundschaften der freiwirtschaftlichen „Berthe“ erklären, vor deren ersten Empfindsamkeit ihm graute. Der Held der Erzählung, „Waldemar“, wird von seiner Umgebung als Freigeist, ja als „geistiger Volkshäufel“ angesehen, weil er das menschliche Gewissen, nicht Sitte und Herkommen, für die einzige Quelle der Moral ansieht. Breitpurige Diskurse über den Liebesbegriff eröffnen die eigentliche Handlung, die den Liebesverstand von heimlich als einen recht zählenden Säuber erscheinen läßt. Denn seine Seelenfreundin Henriette ist ihm heilig für eine „gemeine Liebe“. Deshalb läßt er sich von ihr mit ihrer Freundin Almina verheiraten, die stets vor Freude weint, wenn ihr Gatte Henriette liebt! Ein Zurück verläßt Waldemar, das seine Seeliges ein Geheimnis vor ihm habe: sie hat sich am Liebesbette ihres geliebten Waldes den Schmutz abgewaschen, niemals den Preis zu heiraten. Das Ende des Buches ist ein freies, und am Ende des Romans lobt sich seine Gefühlsvorwirkung in einer lebensschmerzlichen Aussprache mit Henriette aus. Die dichterischen Qualitäten der lebhaften Erzählung offenbaren sich am deutlichsten in einer Kopfstrophe ihrer Naturgeschichte: „Die Sonne kam so warm und doch so faulst herüber, das man dem innerlichen Jandgen darüber nicht wehren konnte. Man mußte erstarren und einmal über das andere ausrufen: O wie lieblich! wie herrlich! wie schön!“

Im Part zu Ertzberg, vor Anna Amalias Kavalieren und Hofdamen hielt Goethe ein lustiges Strafgericht über das neue Buch ab. Er stieg auf einen Baum, nahm den Roman zur Hand und las seinen Inhalt in einer tollparodierten Form vor. Darauf nagelte er das beidseitige Heft, aus wahren Seiten Strafe und anderen zum abschreckenden Beispiel an beiden Enden der Erde an die Erde“, ungefähr wie man die Klaus-

vogel an das große Tor an einem Nachhof anzuwandeln pflegt.“ So erzählt Wieland die „Kreuzerhöhungsgeschichte“ des „Waldemar“, die Goethe später gern als eine Eingebung des Liebesmutes in den Scheiter der Verzweiflung gebührt hätte. Aber der Klatsch, der sich gern mit dem Weimarer Hofleben befaßt, trug die Kunde dieses neuen „Ereignisses“ schnell durch Deutschland. Schon im September überließ Jacobi an Goethe einen Folianten: „Du sollst in Ertzberg in einer Gesellschaft von Ritzern „Waldemar“ und seinen Verfasser auf die entsetzliche Weise durchgezogen, lächerlich gemacht und zum Weichlich mit einem Exemplar dieses Buches eine schimpfliche und schändliche Exekution vorgenommen haben.“ Eine gemeinsame Veranle, Johanna Palmier-Schlosser, die Goethe eben damals aus seiner Schweizer Reise bekehrte, übernahm die Vermittlung. Ihr Gast bekehrte sie zu, so schrieb sie an Jacobi, „daß er manche mutwillige Parodie nicht geschrieben“, aber mündlich über diesen „Waldemar“ geschwatzt habe“. Er könne nun einmal den „Geruch dieses Buches“ nicht leiden, und so habe er dem Kitzel nicht entgegen können, seinen Schluß zu parodieren. Indessen wäre der Spaß ganz arglos gewesen, und Jacobi selbst wäre darauf eingegangen, wenn er ihm begehrt hätte.

Parade genagte dem Verfasser des „Waldemar“ diese Erklärung nicht. Aber er war vornehm genug, sofort einzufliegen, als Goethe ihm drei Jahre später die Hand reichlich, im reigen Gedanken der Zeiten, „wo man sich zum Zeitvertreib Freunde verdirbt“. Jacobi, der Espinoza für einen Altheiten und Wilhelm Meister für ein unlautes Buch hielt, mußte sich von Goethes Strafe ablassen. Aber der durch den Friedensschluß vermittelte, „Lebigen bist du ein guter Mensch, daß man dein Freund sein kann, ohne deiner Meinung zu sein.“

Die „Waldemar“-Parodie, wie Anna Amalia sie drucken ließ, umfaßt in opulentem Format des „Supernovae“ nur wenige Seiten. Der weitaus größte Teil dieses Textes ist bereits im Jahre 1870 zum Vorschein gekommen, in einem fragmentarisch erhaltenen Exemplar des Privatdrucks, das der Dresdener Bibliotheksdirektor Schmorl v. Carolsfeld in einer gemeinlichlichen Zeitschrift publiziert. Karl Schmidt-Losch, der zum ersten Male das vollständige Original darbietet, bereichert dieses Fragment